

Qualifizierung von Wissensquartieren

Wünsche von Studierenden an ihr Studenumfeld

Eine Untersuchung in Karlsruhe hat studentische Raumnutzungsmuster in Wissensquartieren ermittelt, speziell in Campus-Bezirken, die vollständig oder weitgehend von einer Universität geprägt werden. Es wurde nach den Anforderungen von Studierenden an ihre Lernorte gefragt und danach, wie sich ihr Alltag zwischen Hochschule und Zuhause, zwischen Arbeit und Freizeit gestaltet. Der Beitrag stellt zentrale Ergebnisse vor und geht auf die Konsequenzen ein, die sich daraus für die räumliche Planung von Wissensquartieren ergeben. Er schildert des Weiteren, mit welchen Schwerpunkten sich Masterpläne für solche Areale vor allem befassen, und geht der Frage nach, warum die integrierte Betrachtung von Universitäts- und Stadtentwicklung bislang eher selten ist.

Welche Anforderungen haben Studierende heute an ihre Lernorte insbesondere auf dem Campus? Das Rektorat der Universität Karlsruhe gab im Jahr 2008 mit dieser Fragestellung die Studie „My Campus Karlsruhe – Räume für die Wissensgesellschaft“ in Auftrag.¹ 63 Studierende haben über einen Zeitraum von 14 Tagen (und Nächten) ihren Alltag und dabei vor allem ihre raumzeitliche Campusnutzung dokumentiert. Die Studie basiert auf einem Raumverständnis, das sich nicht in der Betrachtung des geografisch-physischen Raumes erschöpft, sondern auch den sozial konstruierten Raum und dessen Verflechtungen mit dem physischen Raum einbezieht. Das in der Kooperation von Stadtplanung und Soziologie interdisziplinär angelegte Projekt fragte nicht nur nach den benutzten Wegen und Orten, sondern ging auch der Frage nach, warum sie als „gut“ oder „schlecht“ bewertet wurden. Ziel war es, auf der Basis der ermittelten Potenziale und Defizite der räumlichen Gegebenheiten Empfehlungen formulieren zu können.

Die Studierenden wurden über eine breite Informationskampagne angeworben, wobei darauf geachtet wurde, dass alle Fakultäten, beide Geschlechter, ausländische Studierende und Pendler vertreten waren sowie Studierende mit mehreren weit verteilten Lernorten und solche mit einem räumlich konzentrierten Lernort auf dem Campus. Die äußerst engagierten Studienteilnehmer lieferten detaillierte Bewertungen zu insgesamt 137 Orten (Gebäude, Räumlichkeiten und Freiflächen) sowie zu benutzten Verkehrsmitteln sowie Wegstrecken und -zeiten. Im Folgenden werden die wichtigsten Ergebnisse zu den Nutzungsmustern und den Wünschen der befragten Studierenden an den Campus zusammengefasst.

Studentische Muster der Campus-Nutzung

An der Universität Karlsruhe sind über 18.000 Studierende und rund 2.500 Wissenschaftler/innen tätig. Die Universität ist in Teilen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, zum großen Teil aber in den 1950er bis 1970er Jahren unmittelbar zwischen der City, dem Wald und dem Schlosspark errichtet worden. Der Campus hat durch seine Geschlossenheit und seine außerordentlichen Lagequalitäten ein großes Nutzungs- und Entwicklungspotenzial (vgl. Abb.1).² Es lassen

sich – stark vereinfacht – fünf Muster studentischer Campusnutzung herausarbeiten:

- Für den ‚Homie‘ stellt der Campus einen Ort dar, an dem er sich überwiegend Informationen beschafft, die er zu Hause in Ruhe verarbeitet.
- Der ‚Separator‘ nimmt den Campus als reinen Arbeitsort wahr und trennt Studium und Freizeit auch räumlich strikt voneinander.
- Der ‚Integrator‘ vermischt Studium und Freizeit sowohl auf dem Campus als auch außerhalb des Campus laufend miteinander, für ihn stellt der Campus einen Teil-Bereich seines Lebens dar.
- Der ‚College-Student‘ ist auf dem Campus mehr oder weniger zu Hause und gestaltet sein gesamtes Leben dort.
- Für den ‚Flaneur‘ stellt der Campus einen Freizeitort dar, zu dem er kommt, um Universitätsflair und studentisches Lebensgefühl zu genießen.

Interessanterweise lassen sich die unterschiedlichen Muster unabhängig von den objektiven Randbedingungen des Studiums feststellen: Ein Pendler kann ebenso ein „Homie“ wie „Integrator“ sein. Die Raumannsprüche der verschiedenen Gruppen können sich voneinander unterscheiden, aber auch identisch sein. Die Herausforderung ebenso wie das Potenzial für Universitäten wird darin liegen, diesen verschiedenen Nutzungsmustern entgegen zu kommen.

Studentische Wünsche an Räume und Freiräume des Campus

Die Studierenden haben viele, präzise und differenzierte Bewertungen der einzelnen Orte vorgenommen und selbst über die Gründe ihrer Bewertung reflektiert. Folgende Punkte stehen im Zentrum der Kommentare:

- **Differenzierte Lernorte:** Die Studierenden suchen gezielt konzentrationsförderliche ebenso wie kommunikationsintensive Orte. Sie stellen sich mit ihren Erwartungen auf den jeweiligen Ortstyp ein. Vermisst werden vor allem Möglichkeiten für die unterschiedlichen Formen des selbstorganisierten Lernens in der Gruppe, für die am wenigsten geeigneter Raum zur Verfügung steht.



Abb. 1: Blick von Osten auf Campus, Innenstadt und Schloss [Quelle: Abteilung Presse, Kommunikation und Marketing, Universität Karlsruhe]

■ **Verbindung von Lernen, Freizeit, Nahrungsaufnahme, Kultur und Entspannung:**

Die Studierenden wollen diese Tätigkeiten miteinander verbinden können. Ein selbstorganisiertes Cafe wird einhellig gelobt. Für einige ist dies auch ein Lernort, an dem man entspannt arbeiten kann. Die meisten Tagebuchschreiber wünschen sich mehr und länger geöffnete Cafés auf dem Universitätsgelände.

■ **Freiflächen als Aufenthalts- und Lernräume:** Als Aufwertung und Bereicherung des Campus werden fast ausnahmslos die Freiflächen, seien es Grünanlagen oder Plätze, bewertet. Soweit möglich werden sie als Orte der Erholung, des Lernens und der Entspannung genutzt.

■ **Wunsch nach eindeutiger Erkennbarkeit und Schönheit des Campus:** Positiv hervorgehoben werden Orte, die eine studentische Atmosphäre ausstrahlen, wie z. B. der beliebte Mensahof und eine zentrale Wiese auf dem Campus, aber auch gepflasterte, ruhige Plätze mit Bauten aus der Gründerzeit (vgl. Abb. 2). Freiräume rund um die Gebäude aus den 1960er und 1970er Jahren werden eher negativ hervorgehoben. Derzeit eignen sich keineswegs alle Grün- und Freiflächen als Kommunikationsorte, z. B. weil sie zugesperrt sind; hier zeigt sich noch ein erhebliches Entwicklungspotenzial. Negativ bewertet wird die ungenügende Erkennbarkeit und Identität der Universität nach Außen – zur Stadt hin – sowie die unübersichtliche Organisation ihrer Eingänge (vgl. Abb. 3).

■ **Vorrang für umweltfreundliche Verkehrsmittel:** Das Fahrrad ist in Karlsruhe das Verkehrsmittel der ersten Wahl – sowohl für die Anreise als auch für die Fortbewegung auf dem Campus. Der ÖPNV stellt die am zweithäufigsten benutzten Verkehrsmittel, wobei kritisch angemerkt wird, dass der Campus lediglich auf seiner Südseite bedient wird. Die Studierenden wählen ihr Verkehrsmittel sehr bewusst

und gezielt: Sie nutzen das Fahrrad, den ÖPNV, gelegentlich auch in Kombination, aber durchaus auch ab und zu gezielt ein Auto (nicht notwendig das eigene). Tagsüber sind die Fußwege oft Kommunikationsstrecken. Viele lassen ihr Fahrrad stehen, wenn sie mit mehreren Leuten unterwegs sind, um sich mit den anderen unterhalten zu können.

Je nach individueller Lage haben die Studierenden unterschiedliche Wünsche an den Campus und erwarten auch, dass diese berücksichtigt werden. Sie erleben in anderen gesellschaftlichen Bereichen ein ausdifferenziertes Angebot, wenn z. B. am Bahnhof Radfahrer mittlerweile die Wahl haben zwischen dem kostenpflichtigen, diebstahlgesicherten Fahrradparkhaus, überdachten öffentlichen Abstellplätzen und der Nutzung von Mieträdern. Sie erwarten

vergleichbare Angebote auch an der Universität.

So wollen groß gewachsene Studierende sich nicht in enge Sitzreihen zwängen müssen, Studierende im Praktikum möchten auch abends und nachts an der Universität arbeiten können, schnelle Radler wünschen sich freie Fahrt und Genussradler möchten die Aussicht genießen. Zusammengefasst äußern die Teilnehmer der Studie den Wunsch nach einem Campus, der vielfältige Möglichkeiten des Lernens in selbstorganisierten Formen, klassischen Lehrveranstaltungen und Internet-Lernumgebungen zulässt, und darüber hinaus ein geselliges und kulturelles Leben ermöglicht.

Übertragbarkeit, Perspektiven

Die in Karlsruhe ermittelten Ergebnisse sind nicht ohne Weiteres verallgemeinerbar. Die räumlichen Gegebenheiten sind in jeder Universität, in jeder Stadt anders. Es ist jedoch plausi-



Abb. 2: Der Ehrenhof der Universität - ein guter Ort [Quelle: K. Gothe]



Abb. 3: Unbefriedigende Eingangssituation [Quelle: K. Gothe]

bel anzunehmen, dass die Grundaussagen (etwa zu den Nutzungsmustern) auch auf andere Hochschulen übertragbar sind, ebenso wie die Bedeutung ästhetischer Qualitäten und differenzierter Nutzungsmöglichkeiten für die Lernmotivation der Studierenden.

Nutzerbefragungen können bei der Weiterentwicklung der Universitäten helfen. Was aus der Stadtsanierung lange bekannt ist, ist aber bei der räumlichen Entwicklung von Wissensquartieren noch weitgehend unüblich.³ Dies wäre schon deshalb sinnvoll, weil ein großer Teil der Bausubstanz der deutschen Hochschulen aus den 1950er bis 1970er Jahren stammt und derzeit oder in den kommenden Jahren technisch erneuert wird. Hinzu kommt, dass sich das Verhältnis zwischen Wissensquartieren und Stadt verändert: Die Universitäten öffnen sich zur Gesellschaft. Sie gewinnen in der Wissensgesellschaft als Ausgangspunkt technisch-wissenschaftlicher Innovationen an Bedeutung für die Entwicklung der Städte. Die Bedürfnisse ihrer Nutzer wandeln sich. Die Universitäten entwickeln neue Verbindungen zur Stadtgesellschaft, die Studierenden werden von den Städten nicht mehr als Belastung, sondern im Gegenteil als wertvoll für die Stadt beurteilt. In den Wissensquartieren liegen noch unausgeschöpfte Potenziale der Städte. Wie können diese entwickelt werden?

Qualifizierung von Wissensquartieren

Aktuelle Konzeptionen und Entwürfe für Wissensquartiere (unter anderem in Wien, Aachen, Zürich, Newcastle und Berlin) befassen sich mit ihrer Einbindung in die Stadt sowie in den Stadtteil und entwickeln Konzepte für eine stärkere Mischung der Nutzungen, für eine bessere und klarer ablesbare Gestalt und mit Raumkonzepten, die den Freiraum nicht als Abstandsfläche oder Parkplatz definieren, sondern als wichtigen Teil des Quartiers. Vielfach werden die Quartiere verdichtet – verbunden mit einer Reorganisation des Verkehrs zugunsten von Fußgängern und Radfahrern. Im Folgenden werden einige Konzepte beispielhaft vorgestellt, in denen Hochschulen Änderungen planen, die in den Befragungen der Studierenden angesprochen wurden. Diese Auf-

listung hat keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie trägt Beispiele zusammen, die Anregungen für die Veränderungen von Wissensquartieren geben können.⁴

- **Einbindung der Wissensquartiere in die Stadt:** Der Masterplan für die Universität von Newcastle entwickelt Vorschläge, die Verbindung zwischen dem Stadtzentrum und der Universität zu verbessern, konzentriert Service-Einrichtungen für Studierende in neuen Gebäuden, die als Gelenk zwischen Campus und Stadt fungieren, und stärkt die Wegebeziehungen in die umliegenden Quartiere.⁵ In Wien wurde eine „Marke“ für die Wissensquartiere in der Stadt entwickelt und wurden Verflechtungszonen der existierenden Uni-Standorte mit dem jeweils umgebenden Stadtteil benannt, die für mögliche Erweiterungen, für Kooperationen mit Spin-Offs, für unibezogene Dienstleistungen geeignet sind.⁶

- Die **Nutzungsmischung zwischen Universitätsnutzungen und ergänzenden Nutzungen** wird z. B. in Zürich bewusst ausbalanciert und gesteuert – je nach Standort, Umfeld, Lage in der Stadt: Am Stadtrand von Zürich sieht der Masterplan für den ETH-Campus Hönggerberg neben Lehre und Forschung in Zukunft auch Wohnen vor sowie Museen und Kultureinrichtungen – mit dem Ziel, den Campus zu einem „Stadtquartier für Denkkultur“ zu transformieren.⁷ Am innerstädtischen Standort hat sich die ETH Zürich mit dem Universitätsspital und dem Kunsthaus Zürich zusammengeschlossen, um eine gemeinsame Bildungs- und Kulturmeile zu entwickeln. Sammlungen der Hochschule sollen öffentlich gemacht werden, eine Flanierstraße und großzügige Freiräume sollen die Attraktivität des Hochschulareals steigern.⁸

- **Dichte:** Bei vielen Wissensquartieren setzt man auf Verdichtung: Beispielhaft sei die TU Wien genannt: Statt sie teilweise an den Stadtrand zu verlagern, entschied man sich für eine deutliche Verdichtung am Standort Innenstadt unter dem Schlagwort „TU University 2015“.

- **Gestalt:** Universitäten nutzen Architektur, um damit Zeichen nach innen und nach außen setzen. Damit verlassen sie vielfach eine Haltung der vergangenen Jahrzehnte, bei der sie im Stadtraum oft kaum erkennbar waren. Für die Freie Universität (FU) Berlin ist der Neubau der Philologischen Bibliothek mittlerweile zum Aushängeschild geworden. Zusammen mit dem umgebenden Gebäudekomplex aus den 1970er Jahren veranschaulicht das 2005 eröffnete Bauwerk zwei entgegengesetzte Haltungen der (Hochschul-)Architektur: Auf der einen Seite repräsentiert die alte „Rostlaube“ das Streben nach flachen Hierarchien, Freiheit und Gleichheit, das sich baulich ausdrückt in einem Netz aus Gängen und Räumen ohne festgelegte innere Ordnung. Auf der anderen Seite bedient die neue Kuppel von Foster den Wunsch nach Zeichenhaftigkeit, Markenbildung und Identität.⁹

In Aachen wurde 2008 ein zentrales Universitäts-Gebäude der RWTH als Pendant zum Kaiserdom errichtet: Der

„Super C“ benannte Neubau mit einem weit auskragenden Dach direkt neben dem Hauptgebäude der RWTH beherbergt zentrale Dienstleistungen wie Studierendensekretariat, Auslands- und Prüfungsamt und wenden sich Stadt und Dom zu. Ein neuer grüner Freiraum vor dem Gebäude, das auch Räume für externe Veranstaltungen bietet, unterstreicht zusätzlich die gewünschte Anbindung der Hochschule an die Innenstadt. Die Stadt unterstützt dieses Vorhaben durch den Umbau einer innerstädtischen Verkehrsstraße zu einer platzartigen Situation, in der die Fußgänger mehr Rechte haben. Ein Rahmenplan für die Entwicklung des Campus an der RWTH sieht unter anderem klare, großzügige und einladende Neugestaltungen der Zugänge vor (vgl. Abb. 4).¹⁰

■ **Freiflächen/Orientierung:** Man wird Freiflächen für die Gesamtwirkung eines Wissensquartiers kaum überschätzen können. Für die RWTH Aachen wurde im Masterplan ein System von Freiflächen für die bisher überdimensionierten Erschließungsflächen und die abgenutzten Außenanlagen entwickelt – weitläufige „Campus Greens“, Multihöfe und „grüne Nischen“: Orte der Begegnung, des Rückzugs, der Unterhaltung, des Sehens und Gesehenwerdens.

Die Orientierung ist in reinen Hochschulquartieren immer noch vielfach grotesk nutzerunfreundlich, da es auf der Gebäudenummerierung der Universitätsbauverwaltung basiert und sich nicht an den Wahrnehmungen von Besuchern orientiert. Die Universität des Saarlandes in Saarbrücken etablierte statt der bisherigen chronologischen Gebäudenummerierung eine hierarchische Gliederung in Bereich/Gebäudeensemble/Gebäudenummer, wobei jeder Bereich eine andere Farbe erhielt. Oberstes Ziel ist die leichte und schnelle Orientierung auf dem Campus für die Nutzer.¹¹

Kooperation von Universitäten und Stadtplanung

An vielen Orten wurden in den vergangenen Jahren gute und interessante Universitätsgebäude errichtet. Die konzeptionelle Verbindung dieser Lösungen zu einem städtebaulichen Gesamtkonzept wie z. B. in Newcastle, Wien, Aachen oder Zürich ist jedoch noch die Ausnahme. Woran liegt das?



Abb. 4: Das „Super C“-Gebäude der RWTH Aachen; Architektinnen: Susi Fritzer und Eva Maria Pape [Quelle: RWTH Aachen]



Abb. 5: Masterplan Science City, Hönggerberg, ETH Zürich [Quelle: Hoeger/Christiaanse 2007]¹²

In Deutschland treffen hier verschiedene Verwaltungsebenen aufeinander: Universitäten sowie Universitätsbauämter des Landes und Stadtverwaltungen der Kommune, die im Umgang miteinander Offenheit hinsichtlich liegenschaftlicher Fragen, geplanter Investitionen, Erweiterungs- und Umnutzungsplänen nicht gewohnt sind.

Universitäten sind Organisationen, die die ihnen zur Verfügung stehenden Räume ständig an sich verändernde Rahmenbedingungen anpassen müssen. Fakultäten werden geschlossen, andere neu eröffnet, Forschungsgruppen benötigen neue Räume oder Einrichtungen. Studierendenzahlen verringern oder vergrößern sich, damit auch der Raumbedarf. Für die Universitätsbauämter ist die Abstimmung mit der Stadt zunächst ein zusätzlicher Sachzwang, den es lieber zu vermeiden gilt.

Jede der Institutionen muss ihre Entscheidungen innerhalb eigener Gremien (Stadtrat bzw. Landesparlament) abstimmen, die einer Abwägung der eigenen Zielsetzungen und Schwerpunkte mit anderen skeptisch gegenüberstehen. Dem Aufwand einer Kooperation steht zunächst kein erkennbarer Gewinn an Qualität gegenüber. Skepsis besteht weiterhin gegenüber einer Beteiligung der Öffentlichkeit bzw. der Nutzer. Die Chance, Potenziale zu entdecken, die die Stadt für die Universität und die Universität für die Stadt hat, wird daher häufig noch nicht genutzt.

Es wäre interessant zu untersuchen, unter welchen Bedingungen und mit welchen Ergebnissen gelungene Kooperationen entstehen, und es erscheint lohnend, die Entstehung solcher Kooperationen durch Information über gelungene Ergebnisse oder entsprechende Programme und Finanzierungsaufgaben zu fördern.¹³ Denn Universitäten und die Städte, in denen sie liegen, können wechselseitig voneinander profitieren: Die Städte gewinnen durch ein leistungsfähiges, attraktives, dynamisches Ausbildungsangebot. Dass man junge Menschen im öffentlichen Raum wahrnimmt, kann angesichts alternder Stadtgesellschaften zu einem Standortvorteil werden. Die Universität profitiert

durch die Einbettung in ein städtisches Ambiente, durch Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten, kulturelle Angebote und Unterhaltung.

Anmerkungen und Literatur

- 1 Gothe, K./Pfadenhauer, M.: *My Campus – Räume für die „Wissensgesellschaft“? Raumnutzungsmuster von Studierenden*. Unter Mitarbeit von: A. M. Kunz, D. Eichholz. Wiesbaden 2010 (im Erscheinen). Das Kapitel 6 „Handlungsempfehlungen und Best Practice Beispiele“ mit Aussagen zur Qualifizierung von Wissensquartieren wurde von Carolin Groß bearbeitet.
- 2 Im Oktober 2009 ist das Forschungszentrum Karlsruhe mit der Universität Karlsruhe zum Karlsruher Institut für Technologie (KIT) zusammengeschlossen worden. Somit gibt es zwei ca. 10 km auseinanderliegende größere Campus-Areale. Die hier vorgestellte Untersuchung bezieht sich nur auf den Uni-Campus.
- 3 Befragungen, die nicht nur Wegeverläufe, sondern auch Bewertungen erheben, ermöglichen sehr differenzierte Aussagen über Hintergründe von Entscheidungen der Handelnden. Denkbar ist zudem eine Weiterentwicklung, etwa der Einsatz von Handhelds und die Online-Abfragung von Bewertungen; vgl. hierzu z. B. <http://geo-innovation.stap.uni-karlsruhe.de/>; oder auch: Zeile, P./Höffken, S./Papastefanou, G.: *Mapping people? – The measurement of physiological data in city areas and the potential benefit for urban planning* [http://www.corp.at/corp_relaunch/papers_txt_suche/CORP2009_78.pdf; Zugriff am 20.08.2009]
- 4 Ausgeblendet wurde in dieser Übersicht zugunsten der quartiersbezogenen Fragestellungen der wichtige Bereich der energetischen und haustechnischen Ertüchtigung der Bauten sowie zur inneren Organisation der Gebäude selbst.
- 5 Newcastle University: *Creating a campus for the future*, Newcastle 2008. Masterplan von Terry Farrell & Partners [<http://www.ncl.ac.uk/estates/assets/documents/ConceptMasterplan.doc>; Zugriff am 20.08.2009]
- 6 vgl. <http://www.university2015.at> [Zugriff am 15.01.2009]
- 7 Christiaan, K./Schneider, U.: *Science City – Masterplan für Höggerberg*. In: *Garten + Landschaft*, H. 8/2008, S. 18-21
- 8 Höger, K.: *Campus und Stadt – eine neue urbane Realität*. In: *Garten + Landschaft*, H. 8/2008, S. 11-15
- 9 Kleilein, D.: *Implantat. Philologische Bibliothek der Freien Universität in Berlin-Dahlem*. In: *Bauwelt*, H. 34/2005, S. 14-21; sowie: Geipel, K.: *Der Grundriss als Aufputschmittel. Kampf mit der polyzentrischen Struktur der Sechziger Jahre*. In: *Bauwelt*, H.34/2005, S. 22-27
- 10 *Stadt Aachen, Dez. III, Planung u. Umwelt (Hg.): RWTH Campus Innenstadt – Masterplan, Freiraumentwicklung*. Aachen 2007
- 11 Veauthier, A.: *Der neue Weg durch den Campus*. In: *Universität des Saarlandes (Hg.): campus – Die Universitätszeitschrift*, H. 4/2004 [<http://www.uni-saarland.de/verwalt/presse/campus/2004/4/5-neue-wege-f.html>]; Zugriff 24.09.2008]
- 12 Der von Christiaan erstellte Masterplan Science City zeigt einen zentralen Boulevard und ein Wegenetz, das Gebäude und Freiräume der Umgebung miteinander verbindet. Vgl. Christiaan, K.: *Campus to the City: Urban Design for Universities*. In: Hoeger, K./Christiaan, K.: *Campus and the City*. Zürich 2007, S. 49
- 13 So betont die TU Wien, dass eine wichtige Voraussetzung für die Entscheidungen zum Um- und Ausbau des innerstädtischen Standorts die 2004 durch das Universitätsgesetz erlangte weit reichende Autonomie der Universität war.

Prof. Kerstin Gothe, Stadtplanerin, leitet das Fachgebiet für Regionalplanung und Bauen im ländlichen Raum (RBL) am Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung der Universität Karlsruhe. ■

- Anzeige -

lapractiva

Praktikumsbörse für Raum- und Stadtplaner

Praktikumsstellen bundesweit aus

- Regional-, Landes- und Stadtplanung
- Wohnungs- und Immobilienwirtschaft
- Consulting- und Politikberatung
- Lehre und Forschung

Für Studierende

- kostenlos anmelden
- eigenes Profil erstellen
- passende Stellen finden

Für Anbieter

- kostenlos freie Praktika inserieren
- eigenes Profil erstellen
- geeignete Studierende finden



www.lapractiva.de

Ein Service des

www.ifr-ev.de



INFORMATIONSKREIS
FÜR RAUMPLANUNG